

Ingrid Zebinger-Jacobi
Barfuß geht die Zeit
Übergänge



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2018

1. Auflage März 2018

literatur nr. 90

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Lektorat: Maria Ankwitsch

Coverfoto: Fotolia 122707473 - A walking girl on the railway © Orlando Florin Rosu

Autorenfoto: © Sára Salamon

Druck: Bookpress.com

ISBN 978-3-903144-44-6



Ingrid Zebinger-Jacobi

Barfuß geht die Zeit

Übergänge

Seiltanz

Von uns gibt es immer zwei. Unsere Seile spannen sich über alle Städte. Vorgestern waren wir in Berlin fertig. Heute haben wir begonnen, Paris zu vermessen, mit unseren Schritten. Auf dem Seil.

Unsere Familie verwendet seit Generationen das gleiche Seil. Unsere Kinder lernen, sobald sie gehen können, darauf zu laufen, dann das Seil auszubessern. Es heißt, wenn es reißt, wird alles enden. Aber es ist stark, viele meiner Väter, Urgroßväter und Onkel haben daran gearbeitet.

Unsere Frauen – es sind immer Frauen mit dunklen, langen Haaren, immer solche mit schmalen Hüften, die wendig bleiben und in schweren Geburten schmale, dünne Kinder gebären, dunkle Kinder. Sie bereiten uns leichte Snacks – Salat ohne Öl und ein paar Scheiben Weißbrot im Sommer, im Winter Hühnersuppe, es ist kalt dort oben. Der Wind reißt an uns, während wir langsam aber stetig mit unseren Schritten die Städte von oben messen. Wir müssen. Wenn wir fallen, fällt ihr mit uns. So tanzen wir auf dem Seil. Jeden Tag.

Wir sind immer zu zweit. Mein Onkel und ich werfen heute unser Seil über Paris aus. Gestern habe ich noch geträumt, als ich seine Frau und seinen Sohn gesehen habe. Denn einmal fallen wir. Oder einer von uns. Wir fallen. Wir schreien. Einer von uns. Wir begraben die zerschmetterten Körper und machen weiter, nehmen den Sohn des anderen an der Hand. Die Tradition will es, dass wir ihre Frauen zu uns nehmen und ihre Kinder. So ist es auch mir beschieden.

Ich liebe die Frau meines Onkels. Sie ist dunkel, hat lange Haare, ist ein wenig zu dünn. Mein Onkel hat zugenommen in letzter Zeit.

Ich schlinge das Seil um die Spitze des Eiffelturms. Mein Onkel fängt das andere Ende auf und zurt es an einem Wasserspeier der alten Kathedrale, der Notre Dame, fest. Er geht zuerst los. Ich warte ein wenig. Das Seil spannt leicht unter seinem Gewicht. Mehr als sonst. Wir werden uns in der Mitte treffen. Der Tag ist schön in diesen Höhen. Ich laufe leicht bergab und denke schon an die nächsten Wochen, die wir in Paris verbringen werden. Der Sommer war regnerisch, das Seil oft glitschig gewesen. Heute nicht. Schweigend, geübt passe ich meinen Rhythmus den Schwingungen des Seils an. Sanftes Zittern.

Normalerweise gehen wir gemeinsam. Seit einigen Wochen arbeiten wir an etwas Neuem: Es ist nicht leicht, sich in der Mitte zu treffen – mein Onkel und ich müssen dann aneinander vorbei. Ich bevorzuge einen vierfachen Salto aus dem Stand über seinen ergrauenden Kopfhinweg. Er springt an mir vorbei mit verschränkten Armen. Sein größeres Können macht sein Alter wett. Weniger Show, mehr stumme Angeberei. Er fängt an, mir auf die Nerven zu gehen.

Wie lange tanzen wir schon gemeinsam? Achtzehn Jahre? Seit mein Vater abstürzte. Mein Onkel sagt, er hätte sich einfach fallen lassen, aufgegeben, genug gehabt. Ich musste seinen Platz einnehmen, kaum sechzehn Jahre alt. Meine Mutter starb vor Gram. Onkel fand ein Mädchen, zeugte einen Sohn. Seit Jahren wächst es in mir: Er war nicht betrübt genug. War er traurig, als sein Bruder fiel? Wie viele Kilometer mag er noch von mir entfernt sein. Ich komme näher. Unter mir Paris.

Vor hundert Jahren waren es meine Ahnen. Über den Dächern von Rom, Moskau, Sinabelkirchen und Stinatz. Über dreckigen, unasphaltierten Straßen. Zurück, zurück.

Als Nachttöpfe noch aus dem Fenster gekippt wurden. Da war es gut, hoch oben. Einer meiner griechischen Vorfahren führte mit Sokrates einen Dialog vom Seil herunter, zwischen dem Tempel der Aphrodite und einem Olivenbaum gespannt. Er trug eine Toga. Seither tragen wir Unterwäsche. Und immer noch spannen wir das Seil. Bis wir alle Städte der Welt begangen haben. Oder bis der Letzte von uns in einem Moment der Panik vom Seil fällt. Wir halten das Gleichgewicht. Wehe, wenn der Letzte fällt.

Aber es ist schon langweilig, dachte ich, dachte mein Großvater, als Dresden an der Reihe war und flach wie eine Scholle vor ihm lag. Dresden müssen wir nachholen. Steht ganz oben auf der Liste. Es ist schon langweilig. Überhaupt an Regentagen. Denn die Tradition will es so, dass wir an allen Tagen laufen. Auch wenn wir von Raben umschwärmt sind, von stinkenden, verlausten Stadtauben. Wir laufen. Noch laufen wir.

Ich kann meinen Onkel sehen. Ein kleiner Punkt am Horizont, das Seil zittert leicht. Ob er es bereut, dass wir nicht hintereinander gehen, wie wir es so lange getan haben? Er ist zu schwer. Erst gestern früh um fünf Uhr und zweiunddreißig Minuten habe ich eine Müdigkeit in seinen Augen gesehen, die noch nie zuvor da gewesen war. Es ist heiß, aber nicht zu sehr. Ich bleibe stehen und schaue mich um. Konzentration brauche ich fast keine. Auf dem Seil tanze ich Polka. Nach all den Jahren. Ich rauche mir also eine an. Der Onkel mag das nicht, sagt, dass wir eine gesunde Lunge brauchen. Außerdem, der Gestank. Unter mir eine stark befahrene Straße. Hupen. Immer hupen sie. Wie beneide ich die Vorfahren. Sollte ich mir nicht manchmal einen Stein in die Tasche stecken und ihn fallen lassen? Aber wir beschützen die Welt, wir zerstören sie

nicht. Und dann denke ich an die Vorfahren, die das Seil zwischen Bergspitzen spannten – diese völlige Stille! Oder unter ihnen Salzburg, das Geklapper von Pferdehufen. Der süßliche Duft von Pferdeäpfeln wehte sachte herauf. Wie beneide ich die Ahnen. Die Welt ist es nicht mehr wert, von uns übergangen zu werden. Wir leben umsonst. Ich habe es dem Onkel gesagt. Und er hört mich nicht.

Ein tiefer Zug, Rauch in der Lunge. Ich stehe ruhig viele Meter hoch über Paris. Neben mir ist ein Rabe auf dem Seil gelandet. Ich huste. Der Rabe sieht mich an und krächzt, fliegt weg. Die Kippe werfe ich in die Seine. Zum Beispiel dachte ich daran, Filme zu machen, Kamera am Helm – ihr wisst schon. Das Ganze dann ins Internet, oder eine Dokumentation drehen – da wäre Geld zu machen. Aber der Onkel ist dagegen. Sagt, unsere Aufgabe wäre es, das Erbe weiterzutragen. Die Welt zu retten. Wenn wir unser Seil abmontieren, zerfällt sie wohl, die Erde. Ist es das, was sie im Innersten zusammenhält? Wir werden sehen.

Inzwischen bin ich gut einen halben Kilometer weitergegangen. Ich wäre gerne Arzt geworden, oder so. Da ist mein Onkel. Ich kann sein rotes Gesicht erkennen. Bluthochdruck? Da. Er steht. Der Sommer duftet von unten herauf. Ich kann Rosenbüsche in einem Park tief unter mir erkennen. Rote Rosen. Und die blutroten Blüten. Onkel hält die rechte Hand an die linke Brust. Verkrampft. Ein Herzinfarkt? Schlecht, so hoch über der Stadt. Andererseits, wir haben keine Krankenversicherung. Wir könnten uns keine Behandlung leisten. So einfach ist das. Onkel und ich haben keine Arbeit, stehen unter dem Joch des Seiles. Wir brauchen auch nicht viel zu essen. Müssen ja leicht bleiben. Sagt der Onkel, der in letzter Zeit trotzdem zugenommen hat. Er hat Schmerzen, ich kann es sehen. Ist es

sein Moment? Der Moment, auf den wir warten, von dem Tag an, an dem wir zum ersten Mal unseren Fuß auf das Seil setzen? Der siedend heiße Panikschuss in den Unterbauch – wie Säure. Tief und dunkel? Liefe ich rasch zu ihm, fiele er sicher, das Seil würde zu stark schwingen. Ich gehe also langsam weiter. Hundert Meter trennen uns.

Er ist es. Der Moment. Ein Wettlauf mit der Zeit? Es duftet nach Sommer. Da unten knistern die Blätter unter der Mittagssonne. Hier oben krümmt sich mein Onkel. Ich gehe langsam weiter, um seine letzte verzweifelte Konzentration auf das Seil nicht zu stören. Es ist das Vorletzte, was wir zu sehen bekommen. Netz gibt es keines. Nur die nächste Generation. Die Gewissheit, dass es weitergeht, wenn wir abtreten. Er sieht mich aus geröteten, feuchten Augen an. Ob er schreien wird, wenn er fällt? Noch hält er sich. Laufen kann ich nicht, er würde fallen.

Aber er fällt ganz von alleine. Fast hatte ich ihn erreicht. Nein. Kein Schrei,

Das ist tragisch. Kurzes Nachbeben des Seils. Den Aufprall höre ich nicht. Das Letzte, was wir sehen – da gibt es zwei Möglichkeiten – einerseits den Himmel, Regen, der uns ins Gesicht perlt, eine Wolke, vielleicht blendet uns die Sonne. Oder die Stadt, die unsere letzte ist, die näherkommt, ihre Fäuste in unserem Bauch.

Aber so enden wir alle. Ich rauche mir eine an und spaziere die paar Kilometer bis ans Ende des Seils. Normalerweise würde ich es nun langsam aufrollen. Es ist erstaunlich dünn und leicht, unser Seil. Aber wie? Es ist fest vertäut

am Eiffelturm. Das muss bis morgen warten, mein kleiner Cousin wird mir helfen müssen. Barfuß gehe ich durch Paris. Meine Füße verformt vom vielen Seiltanzen. In mir eine schwüle Hitze. Mein Onkel ist gefallen. Eine Tradition werde ich noch wahren. Seit Jahren ist es in mir gewachsen.

Seine Frau, die Mutter meines Cousins, der gerade knapp sechzehn Jahre alt ist, wartet geduldig im Park. Ob er gefallen ist, fragt sie mich. »Oh ja«, sage ich. »Fahren wir«, sagt sie unter Tränen. »Gut«, sage ich, »hol den Kleinen.« Wir fahren. Wir schweigen. Ich kann es nicht erwarten, heimzukommen. Im Quartier, nachdem ich gegessen habe, gehe ich zu ihr. Sie wartet, nackt und dünn, auf dem Matratzenlager, das wir in einer verlassenen Lagerhalle bereitet haben. Dunkel wie ein Rabe auf dem weißen Leintuch. Ihre langen schwarzen Haare verdecken ihre Brüste teilweise und ich schiebe sie sanft weg, um ihre Haut zu fühlen. Mein Cousin läuft draußen tränenüberströmt auf dem Übungsseil hin und her, als ich in seine Mutter vordringe. Ich liebe sie, sie weiß es seit langer Zeit. Wir gehören zusammen, der Onkel war zu alt für sie. Sie weint, sie lässt sich trösten. Auch sie hat lange gewartet. Der Rhythmus ist meiner und ihrer.

Nie mehr Seiltanzen? Na, Paris mache ich noch rasch fertig. Die unsicheren Schritte meines Cousins folgen mir. Er sieht zu mir auf wie zu einem Vater, einem Onkel, ich bin so viele Jahre älter als er, er hat mich auch immer Onkel genannt. Seit er denken kann. Er macht seine Sache gut. Ich war auch talentiert, vor Jahren, als ich die Stelle meines Vaters einnahm. »Bist du traurig?«, frage ich ihn. Er nickt. Ein guter Junge. »Du nicht?« Ich schüttle den Kopf, während ich auf einem Bein stehend einen Storch necke. »Warum nicht?«, fragt er, noch etwas ungeübt, um sein Gleichgewicht kämpfend. Ich antworte nicht. Denke an

die Nacht, die dem Tag folgen wird, und an meine Frau, deren rabenschwarzes Haar schweißgetränkt ... Bald. Wir gehen weiter, ich spreche von Neuerungen. Kleine Kameras um unsere Köpfe geschnallt. Wir werden Helden sein, berühmt, reich.

Nach dem Begräbnis meines Onkels – man fand ihn hinter einem Fliederstrauch, kein schöner Anblick – beginnen wir, meine Pläne umzusetzen. Bald sind wir berühmt. Doch ich merke, dass all die Schaulustigen, all die Menschen, die uns jahrtausendlang nicht bemerkt haben, stören. Zeigefinger. Vielleicht sollten wir uns mit dem Geld zur Ruhe setzen? Der Kleine ist dafür, weiterzumachen. Und in der Nacht meine Frau, deren Haar sich um meine Finger wickelt, ist immer noch dunkel auf dem seidenen, silbernen, glatten Leintuch.

So machen wir weiter. Endlich versteht die Welt, was wir für sie tun. »Willst du nicht lieber studieren«, frage ich den Kleinen. »Studieren nervt«, sagt er, während er vor mir her schlendert. Jahre sind vergangen. Er hat die Kunst erlernt, springt manchmal zum Spaß über mich hinweg, landet sicher. Ohne Zweifel ist er der Beste, den unsere Sippe je hervorgebracht hat. Ich sage es ihm. Er lacht. Ja, nun bin ich der Onkel. Und was würde ich dem Kleinen geben, wenn nicht ...

Onkel war nicht traurig genug, als Vater starb, denke ich, als ich vor ihm her schlenderte. Er wird alt. Mutter, diese Hure. Vater fehlt mir. Das Seil nervt. Ich hasse es. Ich glaube, ich schneide es jetzt durch.

Engelerscheinung

In seiner rechten Hand hielt Peter einen zerknüllten Zettel. Verwirrt sah er sich um, benommen. A., die ihn mit großen Augen angesehen hatte, großen, zornigen Augen, war schon um die Ecke gegangen, er hörte noch ein paar Sekunden lang dieses klopfende Geräusch, Absätze auf Asphalt. Dann hörte Peter Flügelrauschen, wie von einem großen Vogel, trocken knisternd. Als Peter ihr nachlief, um die Ecke sah, ihr hinterhersehen wollte, war sie im Nebel verschwunden. Er blieb stehen, gab sie auf. Er meinte, etwas Weißes aufleuchten zu sehen, über einem der Dächer, hörte wieder ein Flattern, ein sich entfernendes Flattern. Ein Kostümheiligschein lag auf einem schmutzigen Fensterbrett. Er glitzerte im Wind, der vorsichtig die lamettaartigen Fäden darauf bewegte, als wolle er nichts kaputt machen. Peter wagte nicht, ihn zu berühren. Er wusste selbst kaum, warum.

Es war spät im Jahr, die Bäume hatten die meisten ihrer Blätter abgeworfen und dicke, kalte Wassertropfen, die der Nebel achtlos, verantwortungslos an ihren Ästen gelassen hatte, hingen an dünnen Zweigen, die im Licht der Straßenlaterne schwarz geworden waren. Die letzten Blätter, die noch am Baum waren, sahen seltsam aus, wie dicke, fette, überraschend flache Zitronen. Leuchteten im Dunkeln, strahlten, erhellt von der Straßenbeleuchtung, flatterten wie Schmetterlingsflügel, zart. Rochen alt, rochen nach einem vergangenen Jahr.

Peter zog sich seine Handschuhe aus, der Wollpullover juckte. Er steckte den Zettel, den A. ihm in die Hand gedrückt hatte, nach einigem Zögern ungelesen ein und kehrte um. Er hatte sie getroffen und damit war das erledigt, vorbei. Er fing an,

rascher zu gehen, lief die Treppen hinunter zur U-Bahnstation. Ein Zug fuhr ein und mit ihm ab. Was hatte sie gesagt? Als er ihre Augen vor Zorn dunkel werden gesehen hatte, war ihm klargeworden, dass sie ihm nicht verzeihen würde. Noch vor zwei Wochen war sie am Wohnzimmerboden gesessen, hatte am Heizkörper ihren Rücken aufgewärmt und dabei seinen Pyjama getragen. Und dann hatte sie gesagt: »Ich liebe diese Wohnung.« Und ihn dabei angesehen und er hatte verstanden, was sie meinte. Sie hatte gelächelt.

Die Wohnung war groß, am Kristallluster fehlten nur drei oder vier Kugeln und ein weiterer Teil, der bei einem Streit von ihr heruntergeschlagen worden war. Die Scherben hatte er erst am nächsten Tag weggeräumt. Der Besen, mit dem sie nach ihm geschlagen hatte, war noch immer in der Ecke gelehnt und sie hatte am Wohnzimmertisch Tee getrunken. Aus der alten Teekanne vom Flohmarkt. A. hatte die Teekanne, den Kristallluster, die Wohnung gemocht. Hatte all das an ihm gewittert, als sie ihn in der Bar aus der Menge heraus zu sich an den Tresen gelockt hatte. Flittchen. Peter biss die Zähne zusammen. Flittchen. Dann kamen ihm die Tränen und er drehte sich ans Fenster, um sie zu verbergen, so als ob es im U-Bahnschacht etwas zu sehen gebe. Er sah nur sein Spiegelbild und das einer fetten Frau, die so spät noch auf dem Weg nach Hause war, deren Tag sie so müde gemacht hatte, dass sie in der U-Bahn eingeschlafen war. Sie hielt einen Diskonter-Plastiksack an sich gedrückt und eine Handtasche aus Lederimitat, die an den Ecken ausgefranst war. »Prada« stand darauf. A.s Zukunft, so hoffte Peter halbherzig, würde genauso aussehen. A. hatte nichts. Außer billige Outfits und Furchtlosigkeit. Wie eine Straßenkatze war sie ihm zugelaufen, wie ein Spatz auf seinen Tisch geflattert, um ein paar Reiskörner zu stehlen.

Als sie seine Wohnung zum ersten Mal betreten hatte, war sie aus ihren Schuhen gestiegen und hatte die Besucherpantoffeln andächtig angezogen. Ihr gefielen die alten Bilder und Familienfotos, die Teppiche im Flur, die Kommode aus den 1920ern. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie ich aufgewachsen bin«, sagte sie Wochen später, während sie Wasser aufkochte und Brote mit Butter und Marmelade bestrich, die Teekanne befüllte. Peter sah ihr beim Essen zu. Sie biss oft ab und kaute schnell. Wenn er sie fragte, was sie machte, beruflich, dann lächelte sie nur. Wenn er sie drängte, ihm zu erzählen, was sie machte, dann sagte sie nur: »Warte, ich werde es dir schon noch sagen. Warte.« Wenn sie zu ihm kam, an Herbsttagen, war ihre Haut grau vor Kälte.

Noch zwei Stationen. Eine. Peter öffnete die Tür der U-Bahn, die Hydraulik pfauchte. Der Bahnsteig roch nach Schmieröl und alten Zeitungen. Er ging los, blieb aber stehen, als ob ihm der Atem ausgegangen wäre. Er suchte in seiner Manteltasche nach dem Zettel. A. hatte etwas gewollt. Ihm erzählt, nach etwa zwei Monaten – sie waren spazieren gegangen –, wie sie bei ihrer Tante aufgewachsen war, weil ihre Mutter keine Zeit für sie gehabt hatte. Ihre Tante hatte immer gut auf sie aufgepasst, auf sie, auf viele junge Frauen. Immer hatte die Tante, die jung war für eine Tante, gesagt: »Gut, die Straßen haben sie asphaltiert, aber die Esel haben sie nicht abschaffen können.« Und: »Zum Engelmachen braucht es drei.« A. lachte und ihre etwas schiefen Zähne glänzten für einen Augenblick. Sie sagte ihm nicht, wo sie wohnte. Telefon hatte sie keines, sagte sie. Sie rief ihn an oder kam, wenn es gerade ging. Der Herbst hatte länger gedauert als sonst, die Sonne war goldener gewesen als sonst.

Anfang Dezember kam der erste wirkliche Winterabend und A. mit ihm. Blasser und hungriger denn je. A. aß ihren mitgebrachten McDonald's Burger am Küchentisch und trank Tee. Tee wie daheim, sehr dunkel, viel Zucker. Jetzt schaute sie ihn aus stark geschminkten Augen an. »Ich bin schwanger.« Peter lächelte, hatte diesen Blick in den Augen. Die Wohnung roch nach McDonald's. Als sie schlief, später an diesem Abend, dachte Peter an ein Kind, an die Möglichkeit eines Kindes. A.s Plastikstiefel standen bei der Eingangstür, er sah sie, als er ins Bad ging, um sich die Zähne zu putzen. Er hatte plötzlich Angst, Angst vor dieser Unbekannten, dieser Fremden.

Am nächsten Tag folgte er ihr unbemerkt. In einem Bezirk jenseits des Flusses sah er sie in einem grauen Haus verschwinden. Ein Nachtclub. Eine Putzfrau schrubhte die Stufen, hatte die Tür mit einem Keil fixiert. Kalter Rauch, es roch nach kaltem Rauch. Peter dachte an A.s mageren Körper und ihre langen Fingernägel, als er sich in ein Kaffeehaus in der Nähe setzte, unschlüssig. Er spürte eine so tiefe Zuneigung zu ihr, es würde ihm nichts ausmachen, sollte sie ... Nein, würde es nicht. Er würde ihr schönere Stiefel kaufen. Aus Leder. Er dachte an den Eingang des Nachtclubs, rot tapeziert, bereit, ihn zu verschlingen. Er rang mit sich. Er ging nach Hause. Es wurde Abend.

A. kam nicht, es war schon spät. Von einem Gedanken durchzuckt stand Peter auf, zog sich wieder an und ging aus. Fünfundvierzig Minuten später stand er wieder vor dem Nachtclub. Er ging hinein. Drinnen bestellte er ein Bier, wartete nervös. Nach einer halben Stunde tauchte A. auf, wie eine lichte Erscheinung trat sie aus einem dunklen Gang. Sie trug ein Paar Engelsflügel am Rücken, einen

Heiligenschein im Haar – es war Advent. Ein Mann an der Theke winkte sie zu sich. Sie lächelte, ließ sich einladen. Dann sah sie Peter. Er legte Geld auf den Tisch, zog seinen Mantel an und ging hinaus.

Er fühlte sich seltsam ruhig, als er draußen in der feuchten Luft stand und die schwarzen Bäume ansah, deren Rinde dunkel glänzte. Die Fenster des Nachtclubs waren verklebt, er hörte Musik von drinnen wummern und pochen. Er wartete. Es verging eine Weile, dann kam sie. Sie hatte einen Mantel über ihre Engelsflügel gezogen. Die Spitzen ragten heraus, der Heiligenschein saß noch auf ihrem Kopf. »Was machst du?«, fragte er sie. A. wandte sich halb von ihm ab, schwieg eine Weile. Der Nebel hatte sofort begonnen, sich in ihren Haaren festzusetzen. Tröpfchen hingen bereits daran, auch an ihrem Heiligenschein. Sie sah ihn flüchtig an. »Ich kann keine Kinder kriegen«, sagte sie dann leise. »Was meinst du?«, fragte Peter. Sie sah ganz anders aus, verändert durch den Nebel. Verklärt beinahe. Leidend.

Peter nahm ihre Hand und wollte sie mit sich ziehen, sanft zunächst. A. weigerte sich, wollte nicht mit. »Du verstehst das nicht«, sagte sie. Zornig, grob riss er an ihrem Arm. Doch, er verstand. Sie stolperte und fiel hin. »Flittchen«, sagte Peter, über ihr stehend. »Du Flittchen.« A. hob ihren Arm, unterdrückte mühsam einen Impuls. Da wusste Peter, dass sie ihn verachtete. Eine wilde Trauer überkam ihn, Scham. »Weißt du, was ich mache?«, fragte sie ihn, während sie aufstand, sich die Strümpfe abwischte, mit einer ungeduldigen Bewegung. Sie zog einen Zettel aus der Manteltasche. Gab ihn Peter. Dann ging sie von ihm weg, die Straße hinunter, um die Ecke. Flügelrauschen. Peter lief ihr hinterher. Sie war weg, vom Nebel verschluckt. Ein Heiligenschein lag auf einem Fensterbrett, billig.

Daheim entfaltete Peter den Zettel, noch im Vorzimmer. Streifte ihn am Mantel glatt. Da standen Vornamen, alle waren durchgestrichen, auch der letzte. Buben- und Mädchenamen. Den letzten hatte sie so oft durchgestrichen, dass das Papier löchrig geworden war.

Das kann kein Zufall sein

Vierzehn Jahre ist es her, dass du mich für Insekten aufgegeben hast. Eben bin ich vom Fahrrad abgestiegen, ungläubig. Ein Auto hat scharf gebremst, ein anderes ist aus der Einfahrt gefahren, achtlos, mit quietschenden Reifen. Ich hatte Glück. Und da bist du nun, im tropischen Gewächshaus. Das bist du, ohne Zweifel. In deinem künstlichen Urwald, hinter den beschlagenen Scheiben des Palmenhauses. Groß gewachsen, breite Schultern, ganz klar du. Ich habe dich gleich erkannt. Auch von hinten. Ich stehe hier auf der Straße und hoffe, dass du dich umdrehst, mich auch siehst, meine Gegenwart fühlst. Und dann wieder nicht. Dann wieder fällt mir ein: Du hast mich verlassen, du wirst nicht mehr täglich an mich denken, so wie ich an dich.

Ich weiß, wie du aussiehst. Von vorne siehst du ein bisschen aus wie Joaquin Phoenix. Ohne Hasenschartennarbe. Und mit blonden Haaren. Du warst einmal die Welt für mich, jetzt bist du ein Mensch im Glashaus, stehst da, inmitten von Schmetterlingen und Larven und knackigen Käfern, riesigen Käfern. Da. Du bückst dich, um etwas näher zu betrachten. Vertieft bist du. So vertieft, wie nur *du* es sein kannst. In deinem karierten Hemd. Du hast die Ärmel aufgerollt, denn dort drinnen ist es heiß, schwül. Hier draußen auch, es ist ja Sommer.

Du kannst mich nicht sehen. Aber selbst, wenn ich neben dir stünde, mit dir redete – du würdest es nicht bemerken, wie sich meine Seele um deine windet, wie die Schlange Kaa in Disneys *Dschungelbuch* um Mogli. Mit hypnotischen Augen. Ich würde dabei so tun, als wäre da nichts. Ja, wenn wir wieder miteinander reden würden, nach vierzehn Jahren: Ich würde dastehen, eine Hand in meiner Hosentasche,

ganz cool. Und du würdest mir erzählen, was du so gemacht hast in *deinen* vierzehn Jahren, ich würde mit dem Kopf nicken, dich in Gedanken ausziehen. Wobei ich dich auch dafür hasse, dass du mich einfach sitzen gelassen hast.

Was ich mit *meinen* vierzehn Jahren gemacht habe? Oh, nichts Besonderes. Ich habe viel an dich gedacht. An verschiedenen Orten und zu verschiedenen Uhrzeiten. An unseren besonderen Daten. Jedes Jahr. Habe in weiß Gott wie vielen Städten und sonstwo daran gedacht, wie es wohl wäre, würdest du auf einmal um die Ecke biegen und ich in dich hineinlaufen. »So etwas! So ein Zufall!«, hätte ich gerufen. Gibt es Zufälle? Ich kann es mir so überzeugend vorstellen, dich zu treffen, dass ich manchmal nicht ganz sicher bin, ob es nicht wirklich passiert ist. Auch das gerade eben. Ist es wahr? Es ist wahr. Es ist sicher kein Zufall, dass ich dich jetzt sehe, dort hinter diesem Glasfenster, fast zum Greifen nahe. Gut, von hinten, aber das bist du. Mir ist heiß, hier auf der Straße. Gott, wie ich dich vermisst habe. Deinen Geruch. Ich rieche ihn, auch durch die Glasscheiben.

Wie vertieft du bist. Weltvergessen. Ein Glashausmönch, ein Käfereremit. Die alte Liebe überrollt mich wie ein Schwertransporter. So wie du mir den Rücken zukehrst, möchte ich ehrlich sein mit dir. Ich gebe dir an vielem die Schuld. Das möchte ich dir sagen. Hörst du? Alles, was in meinem Leben heute so ist, wie es ist, ist so, weil du mich dorthin getrieben hast, indem du mich für Käfer verlassen hast.

Mir fällt wieder der letzte Nachmittag ein, den wir miteinander verbrachten. Wir hatten einen Film angesehen. War es *Independence Day*? Damals verstanden wir uns gut, tranken einige Biere, aßen Pizza. Dann hatten wir Sex. Es war

heiß, Sommer, Juli. Es war gut. So wie es nur an heißen, schwülen Tagen ist. Tagen wie dem heutigen. Verschwitzt. Damals lebte ich. Dein Atem und mein Atem – sie kamen gleichzeitig, waren eins. Dein Geruch war überall. Wie gerade eben. Ich kann dich riechen. Hörst du? Ich rieche dich. Ich spüre dich. Und dann bist du aufgestanden aus dem Bett, hast dir etwas angezogen, bist in die Küche gegangen. Ich höre noch deinen Freudenschrei. Als du das E-Mail aufgemacht hast, in dem stand, dass dein Forschungsprojekt umgesetzt werden würde. Ein paar Wochen später warst du im Urwald, irgendwo, hast gebückt den Boden nach Käfern abgesucht. Weltvergessen. Mich vergessend. Bestimmt hast du genauso ausgesehen wie gerade eben.

Du hast gesagt, dass du wiederkommen würdest, das hast du gesagt. Ein paar Mal hast du mir geschrieben. Dann nicht mehr. Ich habe von Freunden gehört, dass du jemanden kennengelernt hast, aber das war vielleicht auch nur ein Gerücht. Vielleicht warst du einfach zu sehr damit beschäftigt, Käfer auf Nadeln zu spießen.

Immer noch hast du mir den Rücken zugedreht. Ich stehe mit dem Fahrrad zwischen den Beinen auf dem Gehsteig und sehe hinein durch die leicht beschlagenen Fenster. Das bist so sehr *du*. Das, das ist deine Hand. Ich habe sie vierzehn Jahre lang nicht gesehen. Ist sie blasser, gebräunter als damals? Schwer zu sagen von hier. Ich beschließe zu warten, bis du mich siehst. Du wirst dich umdrehen, bald schon. Wie lange kann es auch dauern, womit immer du beschäftigt bist, wie lange, bis der Käfer weitergekrabbelte ist?

Seit vierzehn Jahren trete ich gerne auf Käfer. Das knirscht schön und ich fühle mich dann immer ein wenig besser. Das werde ich dir nicht erzählen, wenn wir wieder zusammen sind.

Natürlich, da ist die Sache mit meiner Familie. Hast du davon gehört? Ja, da sind auch Kinder. Aber ich könnte mir das alles anders überlegen, oder? Das alles ändern, oder? Mit dir wäre es möglich. Ich bin ich einzig durch deine Abwesenheit. Bestimmt wirst du lachen, wenn du das hörst. Wenn du mich zwischen Käferexponaten küssen wirst, bald schon. Wir beide werden lachen. Da, jetzt kratzt du dich am Kopf. Ja, es ist deine Schuld. Dass ich heute hier stehe, mit meinem Fahrrad zwischen den Beinen, noch nicht bereit, ganz abzustiegen. Du musst wissen, ich wollte zum Markt fahren, Salat kaufen und Obst, denn meine Schwiegereltern kommen zu Besuch, heute Abend. Ich werde kochen, für alle. Oder vielleicht doch nicht. Vielleicht ersparst du mir das. Wie wäre das? Ich stelle mir vor, wie du dich umdrehst. Mich siehst, lachst, mich hinein zu dir winkst.

Aber hier stehe ich noch immer und es ist heiß heute Nachmittag. Ich möchte nicht weiterfahren. Ich war gerade im Schwung, vorhin, dann bog dieses Auto aus der Ausfahrt, beinahe gab es einen Unfall. So kam es, dass ich hier zum Stillstand gekommen bin, dich gesehen habe. Das kann kein Zufall sein, oder?

Drehst du dich um? Schau her. Sieh mich an. Ich denke es ganz langsam, ganz deutlich. Du musst das doch spüren. So wie du früher immer gewusst hast, wann es Zeit war, etwas zu tun, etwas zu sagen. Etwas zu sagen, das beinahe wie ein Kalenderspruch klang, voller Weisheit. Früher hättest du dich umgedreht. Und jetzt. Warum spürst du nicht, dass ich hier bin, warum?

Jetzt drehst du dich um. Ha. Das bist du ja gar nicht. Jetzt hast du dich umgedreht und ich kenne dieses Gesicht nicht, das ist nicht Joaquin Phoenix. Das bist auch nicht du. Aber nein, das bist du nicht. Wie peinlich, das alles

gedacht zu haben. Ich dachte, das wäre dein Rücken. Entschuldige.

Ich tue so, als überprüfe ich den Luftdruck in den Reifen, alles im grünen Bereich, ich fahre weiter, ich lasse den Fahrtwind kühl über meine verschwitzten Oberarme und Beine streifen. Ich stelle mir vor, wie das wäre, träfe ich dich auf dem Markt zwischen Sellerie und Karotten. Ich plane das Abendessen für die Familie und du nimmst gemütlich Platz in meiner Seele, so, wie du es immer tust.

Eben noch saß ich

Eben noch saß ich, den Druck der unbequemen Kopfhörer auf meinen Ohren, halbherzig einen Film verfolgend, den ich schon kannte, auf meinem Sitz im Flugzeug, fest angegurtert, mich leise über das kleine Mädchen ärgend, das hinter mir saß und alle fünf bis sechs Sekunden gegen meine Rückenlehne kickte. Eben noch hatte ich mir darüber Gedanken gemacht, warum es einmal zu heiß und einmal zu kalt war. Und gerade vorhin hatte mir eine freundliche Stewardess ein warmes Essen serviert und mir Tomatensaft angeboten. All das schien nun, nach dem großen Ruck, der mein Gesicht in die Cremenudeln befördert hatte, weit weg, lange her. Mir fiel mein Hund ein, der mit mir reiste, in einem käfigartigen Behältnis irgendwo unter mir in einem dieser Räume, die geheimnisvoll und unerreichbar waren für uns alle, die in diesem Flugzeug saßen. Er reiste, wie ich. Nur, er reiste nicht mehr, er fiel, genauso wie wir, und ich fragte mich, ob der Käfig gut verankert war, ob er auch nicht gegen die Wand stürzte, denn das Flugzeug stürzte nach vorne. Es war laut, die Leute schrien; wie ein Idiot versuchte ich mein Tischchen zuzuklappen, doch immer wieder klemmte etwas dazwischen, mein Tablett, die graue Kaffeetasse meine Hände waren verschmiert mit Nudelsauce und mein Nachbar, ein kleiner Mann mit sehr haarigen Oberarmen, hatte in die Hosen geschissen, was nicht verwunderlich war. Eine Stewardess lag blutend am Gang, das kompakte Wägelchen mit dem noch nicht vollständig verteilten Essen war ihr an den Kopf geknallt, dann weitergerollt, gefallen. Alle fischten sie nach ihren Schwimmwesten, versuchten sie ihren Kindern überzuziehen. Das Mädchen hinter mir brüllte mit einer viel tieferen Stimme,

als ich erwartet hätte. Auch ich griff blödsinnig nach der Schwimmweste, die sich unter meinem Sitz befand, der Druck wurde immer stärker, alle schrien sie, auch ich. Da war nichts, ich griff ins Leere. Wie oft hatte ich die Sicherheitsanweisungsfilmchen gesehen, halb schlafend, halb lesend, sicher nie aufmerksam. Genauso oft hatte man mir versichert, dass meine *life vest* sich unter meinem Sitz befindet: Ich hätte sogar gewusst, dass ich sie im Notfall hätte aufblasen können, mit diesen kleinen roten Schläuchen, in die die Zeichentrickleutchen oder lächelnden Stewardessen mit roten Bäckchen bliesen, immer so entspannt. Niemand stirbt mit so roten Bäckchen, sie alle schreien und übergeben sich und haben Essen in ihren Haaren und auf ihren Wangen. Mühsam konnte ich meinen Kopf heben und sah: Wir waren nicht über dem Meer. Ich lachte und lachte und schüttelte den Kopf und deutete irr auf die Leute in ihren Schwimmwesten, bereit zum Sturm auf die Notausgänge, zu denen uns die Leuchtstreifen den Weg weisen sollten. Es war helllichter Tag, wie sollte man da Leuchtstreifen sehen. Noch ein paar Sekunden. Noch eine. Mein armer Hund.

Seither bin ich hier. Wir alle waren ein Feuerball, eine Wolke aus Feuer, die Tanks waren noch so voll gewesen. Seither frage ich mich, sind meine Haare, meine Zehen, meine Augen zuerst verbrannt? Nie hätte ich gedacht, dass ich so gut brennen kann. Wir alle brannten lichterloh, wir alle standen neben unseren brennenden Körpern und schauten einander ein wenig blöd an. »Was machen wir jetzt?«, fragte der Mann, der sich nicht mehr in die Hosen scheißen konnte, da er tot war. Es war ein wenig zu schnell gegangen, wie lange mochte es gedauert haben. Vielleicht zwei Minuten. Mein Leben hatte ich nicht wie in einem Film vor mir gesehen, ich fragte die anderen, alle vernein-

ten. Einer hatte an seine Lebensversicherung gedacht, eine ältere Frau an ihren Liebhaber, aber die meisten hatten nur dummes Zeug im Kopf gehabt. Wie das kleine Mädchen hinter mir. »Ich hätte doch das kleine Flugzeug nehmen sollen, nicht die Gummiente.« Das erzählte sie mir später. Sie war unbegleitet unterwegs zu ihrer Großmutter gewesen. Sie streckte ihre Hand aus und berührte zögernd, ein wenig neugierig die verkohlende Haut ihres noch immer brennenden Körpers. »Komm«, sagte ich, »gehen wir.« Wir durchschritten die schon glühende Hülle des verunglückten Flugzeugs und sahen uns um. Es war eine Hügellandschaft, in die wir gestürzt waren, unbewohnt, noch lag ein wenig Schnee, dort wo Schatten war. Gierig und aus Gewohnheit wahrscheinlich lief das kleine Mädchen darauf zu, um damit zu spielen, ein wenig davon zu essen, ein Iglu zu bauen. Ich rief und piff nach meinem Hund. Ringsum standen die anderen, verdattert, der Feuerschein des zerschellten Flugzeugs ging durch uns alle hindurch, doch vermochte er es, die erdigen Hänge um uns herum trotz der Mittagssonne erstrahlen zu lassen. Einer der älteren Männer hatte die Idee, auf die nächste Anhöhe zu steigen, Hilfe zu holen, nach Hilfe zu rufen. Insgeheim teilten die meisten wahrscheinlich sein Verlangen: der Erste zu sein, der die Hubschrauber kommen sehen würde. Einige folgten ihm. Manche von ihnen glaubten immer noch, überlebt zu haben. Doch nichts regte sich wirklich. Die Hasen waren alle aus ihren nahen Höhlen geflüchtet, als das Ding aus dem Himmel herunterfiel, mit lautem Heulen, der große, mythische Falke, den sie fürchteten. Die Piloten und Stewardessen standen ratlos nahe dem Heck. Der Co-Pilot stellte Theorien auf. Eis, vielleicht. Auf den Tragflächen. Der Pilot brummte etwas, sah betreten zu Boden, seine

Wangen leuchtend rot vor Scham. Eine der Stewardessen, es war die, die vor dem Aufprall vom Trolley erschlagen worden war, schrie hysterisch; mit bebenden Fäusten bedrohte sie den Kapitän: »Kaffee oder Tee?!« Ihr Lippenstift saß wieder perfekt, ihre hoch aufgesteckten blonden Haare waren frei von Blut. Auch ich selbst fand keinerlei Reste der klebrigen Sauce in meinen Haaren. Das war zumindest etwas. Und da war auch mein Hund. »Hier!«, rief ich und brav kam er gelaufen, wie sonst nie. Wenn es darauf ankam, folgte er. »Braver, ein Braver«, streichelte ich ihn. Das Mädchen hatte sich aufgerichtet. Sie konnte den Schnee mit ihren Händen nicht fassen oder fühlen, der Wind fuhr durch sie hindurch. Sie war vielleicht acht Jahre alt. Gewesen.

Der Tod hatte mich nicht überrascht, trotz allem. Ich hatte ihn mir anders vorgestellt. Gewiss. Schon nahm mich ein kleines Mädchen an der Hand. Und vor mir saß mein Hund und leckte sich den Hintern, als ob nichts geschehen wäre. »Nenn mich Sam«, sagte ich zu der Kleinen. Wir setzten uns in einiger Entfernung von der Absturzstelle hin. Soweit das möglich war. Sitzen war eine Erinnerung, wir merkten bald, dass Tage anders liefen, Nächte endlos waren, die Tage kurz wie ein Traum am frühen Morgen. Ereignisse überstürzten sich: Bergungsmannschaften kamen an, auch Witwen, die paar, die in diesen entlegenen Teil der Türkei gereist waren, um das Ende ihrer Gewohnheiten zu beweinen. Sie fanden die Blackbox und werteten sie anderswo aus. Menschliches Versagen? Der Pilot mit seinen schamroten Backen war gleich am Anfang verschwunden. Die Stewardessen konnten nicht aufhören, uns zu verwöhnen, denn das Motto der Fluggesellschaft lautete: *We fly to spoil you.* Nur die Blonde hatte Leben und Verstand verloren. »Tee? Kaffee?« Nie hätte ich gedacht, dass es verrückte Gespenster

geben könnte, aber sie, mit ihrer makellosen Uniform wandelte zwischen den Trümmern und bot den Feuerwehrleuten Getränke an, die sahen sie aber nicht. Niemand sah uns. Nach einer Weile wurde es langweilig. Einige von uns waren inzwischen verschwunden. Wie, wusste keiner, denn wir konnten den Absturzort scheinbar nicht verlassen. Auch die Leute, die versucht hatten, den Hügel zu erklimmen, waren bald zurückgekommen. Unmöglich. Ich und das Mädchen spielten Schere-Stein-Papier, immerfort. Eines Tages waren alle Teile des abgestürzten Flugzeugs weggeräumt. Die Tiere kehrten langsam zurück, nach diesem epochalen Lärm. Die Hasen rammelten, mümmelten und trommelten.

Wir versuchten zu entkommen. Ich, der Hund, das Mädchen. Wie in dem Film, dem über den Zauberer von Oz. Sie schlug die Haken zusammen und sagte das Ich-will-wieder-heim-Sprüchlein. Nichts. Ich hatte ihr längst dafür vergeben, mir in den Rücken getreten zu haben. Mit ihrer überraschend dunklen Stimme erzählte sie mir von ihrer Großmutter, die einen Garten hatte, in dem sie einmal zu viele Kirschen gegessen hatte. Die Großmutter, nicht das Mädchen. Sie war eines Nachmittags mit einem großen Korb Kirschen in der Hand gestürzt und einen halben Tag dort gelegen, unfähig aufzustehen, niemand in der Nähe, um ihr zu helfen. Hunger hatte sie auch. Also aß sie alle Kirschen. Auch die wurmigen. Als sie schließlich gerettet wurde, hatte sie einen Bauch, der zweimal so groß war wie sonst, mindestens. Deshalb aß sie selbst, das kleine Mädchen, nie Kirschen, sie hatte Angst davor. »Das wirst du auch nicht mehr«, sagte ich unbedacht. »Warum?«, fragte die Kleine. »Weil so hoch oben in den Bergen überhaupt keine Kirschen wachsen«, antwortete ich. Sie hatte noch immer die Hoffnung, die Ferien bei ihrer Oma zu verbrin-

gen. Ihre Oma nannte sie immer »Prinzessin«. Das gefiel ihr. Ihren richtigen Namen wollte sie nicht preisgeben, weil sie ihn nicht mochte. »Mit Fremden soll ich überhaupt nicht reden.« »Aber ich weiß, dass du eine Prinzessin bist«, wandte ich ein. »Wann gehen wir heim?«, fragte sie mich, wieder einmal. »Bald.«

Nur acht Jahre. Wenig Zeit. Sie konnte nicht viel falsch gemacht haben. Bei mir war das etwas anderes. Warum zum Beispiel hatte ich während des Falls aus zehn Kilometern Höhe an meinen Hund gedacht, nicht an meine Freundin. Das hätte ich tun sollen. Jetzt tat ich es oft. Sie war nicht unter der Gruppe von Angehörigen gewesen, die den Absturzort hatten sehen wollen. Ich hatte es nicht erwartet, gehofft aber schon. Ich wollte sehen, ob ihre Augen verweint waren. Trauerte sie um mich? Fühlte sie sich von der Welt verarscht, wenn sie die fröhlichen Ansagen von Tonbändern hörte, in Zügen zum Beispiel, in denen eine etwa sechzigjährige Frauenstimme mit Enthusiasmus eine »Schöne Reise« wünschte? Mit Nachdruck sogar. Wollte Julia – so hieß sie – ohne mich überhaupt noch leben? Vermisste sie meinen Geruch? Vielleicht – so schmeichelte ich mir während der unnatürlich langen Nächte, in denen manchmal einer von uns verschwand – hatte sie meinen Polster nie wieder aufgeschüttelt, weil der Abdruck meines Kopfes darauf noch zu sehen war. Und – falls sie ihn doch am Morgen nach meiner Abreise durchgeschüttelt hatte, was unwahrscheinlich war, weil das Bett immer ich machte – tat es ihr leid, dass sie dieses letzte Memento meines Gerade-noch-da-gewesen-Seins zerstört hatte? Ich dachte oft an sie, doch ihr Gesicht verblasste mit jedem Tag mehr.

Überhaupt wurde alles immer undeutlicher. Kuss auf die Wange, weg war ich. Ein Häufchen Asche, den Sarg

konnten sich mein Bruder und meine Freundin sparen. Vielleicht hatte die Fluggesellschaft eine dezente Urne an alle Hinterbliebenen überreicht, in einem dezenten Raum. Gefüllt mit Asche aus den Sitzen, den Schwimmwesten, den Tomatensaftpackungen und vielleicht, vielleicht mit einem Körnchen von mir. Vielleicht einem resistenten Zehenknöchelchen. So wäre ich meinen Eltern beigemischt worden, im Familiengrab. Ein würdevoller Abschied. Wo waren sie, meine Eltern? Immer hatte ich die Geschichten vom Jenseits gehört, vom Wiedersehen. Niemanden sah ich. Lauter neue Geister, allesamt verdutzt, entgeistert, *porca miseria*. Und der ganze Scheiß nur, weil dieser Pilot mit seinen roten Backen einen Fehler gemacht hatte.

Die Prinzessin spielte Schlafen. Manchmal hörte ich Käuzchen wie aus einer fremden Welt in unser Totenreich rufen. *Ooowii! Ooowii!* Früher hatte ich ihren Ruf imitieren können, ein nützliches Talent. Wenn die Prinzessin Schlafen spielte, durfte ich keinen Mucks machen, und am Ende war es immer mein Hund, der sie aufweckte, weil er sich streckte und gähnte. Er hatte am wenigsten verstanden, was passiert war. Er wollte immer noch spazieren gehen und war enttäuscht, wenn er nicht weit kam. Da war eine unsichtbare Barriere. Wir waren gefangen in unserem Tod. Da sie keine Träume mehr hatte, erfand die Kleine welche und erzählte sie mir dann. Ich erinnerte mich an meinen Vater. Und wieder fiel mir meine Freundin ein.

Die Sterne drehten sich schneller, bald fiel wieder Schnee. Mitten in einer Winternacht verschwanden wir, ich und mein Hund. Das Mädchen blieb zurück, ich sah sie nie wieder. Ich fand mich auf einem Feldweg, nahe meinem Elternhaus. Mein Hund schnupperte am Wegrand an einem Grasbüschel. Schwer zu sagen, welche Jahreszeit oder welches

Jahr. Bleiern der Himmel über mir, schwer von Regen. Im Halbdunkel sah ich zwei Rehe in einem Getreidefeld. Auch mein Hund sah sie, er lief los, bellend, jagte ihnen über das Feld hinterher. Ich schrie seinen Namen, befahl ihm, zurückzukommen. Meine Stimme klang hoch, ich sah an mir hinunter und erkannte, dass ich ein Kind war, vielleicht elf, zwölf Jahre alt. Ich sah das Haus meiner Eltern, ich erkannte das Dach unter den anderen Dächern, da stand die Schaukel, da der Geräteschuppen im Garten. Mein Hund war im Wald verschwunden, ich hörte sein Bellen aus der Ferne. Der Regen setzte ein, ich wartete, rief nach meinem Hund. Nach einer Weile ging ich weiter, durch im düsteren Licht silberglänzende Pfützen. Bald sah ich, dass so weit und so lange ich auch ging, das Dorf nicht näherkommen wollte. Der Hund kam zurück, hechelnd. Ich streichelte ihn, sein Fell war nass. Auch aus meinen Haaren tropfte kalt das Regenwasser. Es gab nur noch ihn und mich.

So gehen wir unseren endlosen Weg, und gehen und gehen, und oft denke ich an das kleine Mädchen zurück. In welches Fegefeuer mag sie verbannt worden sein? Manchmal, alle paar Jahre, so scheint es, wird es um uns herum heller, dann ist wieder eine Nacht vergangen. Meistens regnet es. Vielleicht warten wir auf den Tag, an dem auch die Stewardess mit den Getränken erkennen wird, dass es vorbei ist. Wir scheinen aneinander gebunden zu sein, wir Gestürzten, Verbrannten. Vielleicht löst sich dann die Illusion meiner Kindheit auf, die stumpfe und wilde Sehnsucht nach dem Elternhaus, so nah, so fern; vielleicht löst sie sich dann auf und trägt mich woanders hin.

Meinem Hund gefällt es hier. Ich kraule ihn hinter den Ohren. Bin ich ein Misanthrop? Ich muss lächeln. Ich warte.

Winterwerdung versus Kafka

An diesem Morgen war es Winter geworden. Eiseskälte, Eiseskälte. Rote Nasen und hochgestellte Kragen. Noch Blätter im Wind. Sie sammelten sich an Gehsteigkanten und zwischen Straßenbahnschienen, bereit, in den Süden zu ziehen, doch es war zu spät, zu spät dafür. Wie war es schon wieder so spät geworden im Jahr? Wo war ein Jahr hin, waren zehn hin, wo war ich hin, vor zehn Jahren? An diesem ersten Wintertag hatte ich Lust auf eine Triangel, um mich hörbar zu machen. Die Luft schwang noch nach von Sommerfreuden, von vergangenen Triumphen, und bald, ich ahnte es, bald, würde ich sie wieder in Schwingungen versetzen. Ich liebte ihn, liebte jemanden und niemand hörte es. Auch er nicht.

Es war in jeder Hinsicht Winter geworden.

Das war der Tag, an dem ich – eben erst hatte ich mich in einen Käfer verwandelt – verhaftet wurde, ohne etwas Böses getan zu haben. Eine albtraumhafte Welt verschlang mich. Dort, wo ich stand, am Ufer eines Flusses.

Doch davor hatte ich einen Traum gehabt. So gegen fünf Uhr früh. Als die Winternacht – die erste dieses Jahres! – noch klar war und unbesudelt, als draußen Blätter gegen die Fensterscheiben geweht wurden und mal leise raschelten, mal laut klatschten, denn manche waren nass, da erwachte ich, doch nur zum Schein. Ich träumte, ich würde erwachen. Ich hörte ein leises, rhythmisches Tappen an den Scheiben, oder kam es aus dem Heizkörper? Im Traum stand ich auf und erschauerte. Es war kalt im Zimmer. Ich konnte nicht ergründen, woher das Tappen und

leise Klopfen kam. Einmal drehte ich mich um mich und dann schien ich es ergründet zu haben. Die rhythmischen Geräusche, sie kamen – direkt aus meinem Bett, auf dem ich noch vor einer Minute geschlafen hatte. Das Klopfen verstummte. Da ich das Rätsel nun gelöst hatte, legte ich mich wieder hin. Draußen tobte der letzte Herbststurm, umworben vom Winter, der sanft Schneeflocken unter die Blätter mischte. Mit einem gewissen Augenzwinkern. Man vermisste Wolfsgeheul. So muss der Himmel sein, dachte ich noch bei mir, halb entschlummert bereits. Eben als der Sturm allmählich ausgeblendet wurde, ich beinahe wieder schlief, fing das Pochen von Neuem an. Ich fuhr auf – noch immer schlafend, da ich ja träumte, nur wusste ich das nicht – und hielt den Atem an. Da merkte ich, dass mein Herz nicht mehr schlug. Ich musste gestorben sein in dieser ersten Winternacht, in der man den Atem vor dem Munde sah und niemand den Blick hob, ein jeder, der spätnachts noch draußen war, den Blick ins dunkle nasse Laub und die es umglänzenden Eiskristalle senkte, versenkte. So bin ich also tot, sagte ich mir und hielt die Hand auf die Brust, wo sich nichts regte. Doch war da immer noch das Klopfen. Ich hörte es klar und dachte mir, wenn ich es höre, so kann ich doch nicht tot sein – hören entseelte Leiber? Das Buch, das ich gelesen hatte, Kafka, schien wie ein Herz zu schlagen und fing auf einmal an, ganz rot zu leuchten und mit trunkenen Adern zu pulsieren. Ohne Furcht sah ich es an und fragte es – Buch, Wort, willst du mir Herz anstelle meines Herzens sein, das mich verlassen hat? *Oh sicher*, antwortete es, *aber gerne*. Ich will dein Alles sein, sagten wir einander, und wie ein roter, leuchtender Blitz schoss es mir durch den linken Busen an den verwaisten Ort. So werde ich denn leben, frohlockte ich, auf den Polster zurücksin-

kend. *Ja, du wirst leben*, sagte mir das Buch, *aber es wird ein Leben der Wörter sein, ein langes Leben, beseelt, beredt. Doch Ruhe, Ruhe ... die wirst du nie mehr haben, denn du bist mein.*

Draußen fielen die Schneeflocken schon stärker als die Blätter und ich wusste, dass ich schlief, dass ich immer geschlafen hatte. *Warum ausgerechnet Kafka*, fragte mich mein Traum. Tja, sagte ich meinem Traum, es hätte genauso gut Jane Austen gewesen sein können. Erwiderte mein Traum, *da haben wir ja noch einmal Glück gehabt*. Ja, puh, antwortete ich. *Hm*, meinte mein Traum, *andererseits ... Andererseits was*, fragte ich. *Das heißt, dass du nur so trostlose, sinnlose, düstere Sachen schreiben wirst*. Na, immer noch besser als unverheiratet sterben und lauter Liebesromane schreiben. *Austen wird doch vor allem für ihre ironische, kluge Behandlung der Lebensverhältnisse des englischen Kleinadels und des Bürgertums im frühen neunzehnten Jahrhundert geschätzt ...* Ach halt die Klappe, Klugscheißer! *Ok, ok.*

Ich schlummerte noch selig bis in den Morgen. Da merkte ich, wirklich erwachend, dass es nicht geschneit hatte, obwohl ich die ganze Nacht lang an Schnee gedacht hatte. Nur auf dem Baum vor dem Fenster war kein Blatt mehr. Zerzaust und verwirrt ging ich in die Küche, um den Wasserkocher einzuschalten. Mit mir kam meine Sehnsucht nach der Nacht, lief neben mir her wie ein Pudel. Die Nacht, die harmlose Geräusche in seltsame Traumbilder verwandelte. Die mich mit Parallelwelten erfüllte, mit möglichen Welten, fernab der schnöden, traurigen Tatsachen. Tatsache war, der Wasserhahn schien zu tropfen. Von wegen Klopfen. Von wegen Pochen. Von wegen Bücher als Herzersatz.

Aber das war bereits alles lange her. Die eine, die das obige schrieb, ging dann bald darauf schlafen, träumte. Die Geschriebene stand auf und machte Tee. Wir wirken in verschiedenen Welten und sind doch eins. Folge mir. Lass uns Lieder spinnen und Würstel essen miteinander, am Würstelstand, mit Senf und Semmel, und der Tiere gedenken, die genauso innig vereint in diesem knackigen Darmhäutchen zusammengedrängt unsere Seele laben. Es ist also Winter geworden, freust du dich nicht? Endlich wieder Fettcreme auf die Backen. Endlich wieder Sackerlrutschen. Glühweinstandl. Würstel und Glühwein. Stimmung.

Und doch war alles, was ich wollte, Erhabenheit. Ergriffenheit. Lossagung. Eine Triangel würde nicht reichen. Ein Gong wäre besser. Vielleicht die Pummerin.

Später an diesem ersten Wintertag ging ich also am Ufer des Flusses entlang und fühlte die Silbrigkeit des Tages, die Kälte der Luft auf und in mir. Selbst meine Hände wirkten weit, weit weg und losgelöst von mir und all dem, was mich umgab. Ich wollte sie nicht verlieren, steckte sie sicherheits halber in meine Manteltaschen. Es war ein guter Tag für Veränderungen. Ich sah mich um. Ich war allein. Da fühlte ich mich plötzlich so knackig. So *crisp* und fröhlich, so einfach. Ich sah ein Blatt vor mir, ein dürres Blatt, ein altes Blatt. An einem Busch. Umsonst kämpfte ich gegen den Drang an, daran lutschen zu wollen. Meine Beißzangen griffen danach und ich zermalmte etwa ein Drittel davon. Es schmeckte nach Herbst. Ich fraß den Rest, während ich langsam kleiner wurde, brauner, knuspriger. Meine Liebe wurde in ein tiefes Bedürfnis nach Ruhe umgewandelt. Ich wusste, was ich zu tun hatte. Ich krabbelte ein Stückchen

und fand dann einen Blätterhaufen, der leicht modrig duftend und dampfend gerade dort lag, wo ich ihn brauchte. Ich kroch hinein, erstaunlich leicht ließen sich die vielen, vielen Blätter zur Seite schieben. Höflich krabbelte ich an einer schlafenden Blindschleiche vorbei, vorsichtig, um sie nicht zu wecken, tief, tiefer hinunter. Es war warm dort, weich. Behaglich wie mein Sofa, das nun weit weg für immer auf mich warten würde. Meine Gedanken vereinfachten sich. Meine Seele kroch aus einem Schneckenhaus und jubelte. Sein Gesicht, das einzige, es schwamm in einer neuen, einfachen Lust, die sich auf Nahrung allein konzentrierte. Auf Überleben. Auf Fortpflanzung. Bald schon, im Frühling, würde ich Eier legen, mich nicht weiter um sie kümmern, weiter auf Blättern kauen, kleinere Insekten fressen. Aber noch stand wie in einer milchigen Wolke sein Gesicht am Himmel, wie Mondenschein lag es auf mir, beinahe tröstend. So tief drinnen im Blätterhaufen tat mir das gut, fühlte ich mich wohl, vergaß ich. Meine Antennen waren nun anders gepolt, zuckten hin und wieder. Ich hatte die perfekte Nische für mich gefunden. Oben, weit über mir, knisterte der Blätterhaufen unter dem jäh einsetzenden Frost, eine weiße Kruste zog sich entlang der obersten Blätter, vernetzte sich, erzählte von langen Nächten, die mir hier nichts anhaben konnten, denn es war warm, es war schön hier.

So stand ich am Flussufer und bückte mich hinunter, schob einen toten Käfer mit dem Fuß ein wenig nach rechts. Hin zum Wasser, das hier ganz nahe am Weg in kleinen unmotivierten Wellen herumschwappte, klarer als ich es erwartet hatte, so spät im Jahr, an einem so kalten Tag. Die kleinen, knusprigen Beine ragten verzweifelt in

den Himmel, teilweise. Ein oder zwei waren eng an den Käferkörper gezogen, aber nicht minder verzweifelt. Es hatte sich ein wenig Eis am Ufer gebildet. Eine zarte, gläserne Eisschicht, an der die Wellen leckten und in der die fahle Sonne ein wenig reflektiert wurde. Dort landete der Käfer, nachdem ich ihn mit einem Stock ein bisschen weniger weit geschubst hatte, als ich das eigentlich vorgehabt hatte. Ein Geräusch wie aus einer anderen Welt, ein *Klink* mit einem sanften Krachen. Wie wenn man mit dem Löffel auf eine Crème brûlée einschlägt, die Zuckerschicht durchbricht. Käferpanzer auf Eis. Es half alles nichts. Ich liebte ihn. Nicht den Käfer. Ihn. Kein Weg dieser Welt würde mir diese Liebe austreiben können. Es war zu spät dafür. Zu spät dafür im Jahr, zu spät. Auch war es zu kalt.

Da kamen sie und verhafteten mich.

»Gehen Sie ruhig noch den Weg bis ans Ende und kommen Sie dann zurück, wir warten hier auf Sie.«

Ich hatte es nicht besser verdient. Ich zog Handschuhe aus meiner Tasche und streifte sie über. Ging noch ein wenig spazieren und dann, in der Untersuchungshaft, hatte ich mehr als genug Zeit zu überlegen.

Bestimmt lautete die Anklage auf unerhörtes Lieben. Meine Augen waren vom Vorübergehen der Wände ganz grau geworden. Das Bett, ein Strohsack, war voller Flöhe. Es war wahrhaftig keine Bleibe für einen Käfer wie mich.

Der Urteilspruch war schrecklich. Ich sollte mit Äpfeln beworfen werden, bis mir meine Liebe ausgetrieben sein würde. Schon hoben die Ersten den Golden Delicious, schon hoben andere die Granny Smith und Gala-Äpfel.

»Ich ergebe mich, ihr habt recht!«, rief ich. »Ich hör schon auf damit. Ich liebe ihn gar nicht mehr!«

»Gut«, sagte der Richter, plötzlich milde, mit dem Hammer spielend, »das freut mich.«

Sie brachten mich zurück ans Ufer des Flusses und nahmen mir die Handschellen ab. Gingen grüßend und ließen mich allein zurück. Ich war verwirrt und mir war kalt. Ich ging einen Glühwein trinken und tat so, als wäre es Tee.

Inhaltsverzeichnis

Seiltanz	5
Engelserscheinung	12
Irr	18
You will meet a tall dark stranger	23
Erika spielt	30
Cara, lauf!	35
Sie kamen in der Nacht	42
Das Duell	47
Capri	56
Momentaufnahme	62
Befreiung	67
Sie, der Geist	73
Einerlei. Zweierlei	80
Das kann kein Zufall sein	96
Bewölkung	101
Strandgut	107
Der Garten	114
Mintgrün	119
Eben noch saß ich	124
Siehst du sie spielen	132
Ohne Netz	139
Jos, lieber Jos	145
Winterwerdung versus Kafka	156
Die Heidelberggleichung	163



Ingrid Zebinger-Jacobi wurde 1978 in Graz geboren. Nach einer ländlich geprägten Jugend in der Steiermark und im Burgenland studierte sie in ihrer Geburtsstadt Musik (Orgel), Anglistik und Italienisch; später arbeitete sie dort auch als Übersetzerin. Bereits in ihren frühen Zwanzigern begann Zebinger-Jacobi zu schreiben. Musik und Lyrik sind ihre ursprüngliche Heimat; der Blick auf den Menschen und das zutiefst Menschliche stehen im Mittelpunkt. Mediterranes und die heimatliche Welt ihrer Kindheit und Jugend stellen intensive Gegenpole in ihren Texten dar. Zebinger-Jacobi lebt und schreibt in Wien.